



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

2.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Selten hat das Verschwinden einer Persönlichkeit die Lage der Staatenwelt so auf einen Schlag verwandelt wie der Tod Heinrichs IV. Er hinterließ sein Reich einem 9jährigen Knaben und als Regentin eine Italienerin, Maria Medici, die für die nationale Politik des Landes, das sie beherrschen sollte, ein wahres Verständnis niemals gewinnen konnte. Frankreich wurde das Opfer zuerst von italienischen Abenteurern, dann von unfähigen und selbstsüchtigen Grandseigneurs. An Fortsetzung der Pläne Heinrichs, selbst wenn man sie gekannt hätte, dachte niemand und konnte man nicht denken. Aber seine Politik wurde nicht nur aufgegeben, sie wurde verleugnet. Frankreich, geleitet teils von Furcht, teils von konfessionellen Vorurteilen, verband sich aufs engste mit Spanien, der junge König heiratete eine spanische Prinzessin. Das Haus Österreich hatte freie Bahn in beiden Linien.

Indessen zog sich in Deutschland das Gewitter zusammen. In Böhmen, in Ungarn und Österreich brach der Aufstand aus, der Kurfürst von der Pfalz nahm die böhmische Krone an, ein Teil der deutschen Protestanten machte sich bereit zum Kampf. Die Aussichten des erlauchten Erzhauses standen schlecht. Aber die Gefahr wurde überwunden, nicht zum wenigsten dank dem festen Zusammenhalten der spanischen und der deutschen Linie und dem Beistand, den Spanien lieh. Die Kurfürsten blieben in der Kaiserwahl des Jahres 1619 dem Hause Habsburg treu, sie wählten Ferdinand II., der Pfälzer verlor in der Schlacht am Weißen Berge das Spiel, die spanisch-katholischen Waffen beherrschten bald ganz Süddeutschland, sie drangen nach Norden vor, bis an die Weser, an die Elbe, an die Ostsee. Die Welt schien spanisch-österreichisch und katholisch werden zu sollen.

Die französische Politik hat dem nicht bloß untätig zugehört, sie hat die österreichische Sache zu Anfang sogar

diplomatisch unterstützt. Es war ja die katholische Sache, und im Rate der Königin-Regentin hatten die Jesuiten und ihr Anhang, die Partei der „Devoten“, das entscheidende Wort. Mit der Zeit freilich wurde man in Paris doch bedenklich. Auch der Blinde fühlte es mit dem Stock, was es für Frankreichs Zukunft bedeutete, daß spanische Truppen von Mailand über Graubünden und Tirol ungehindert nach Süddeutschland gelangten, einer andern spanischen Armee, die von Belgien und Luxemburg her vorging, die Hand reichten und die Pfalz besetzten; daß der Kaiser seinem spanischen Vetter als Lohn für die Hilfe in geheimem Vertrag im voraus das Elsaß versprochen hatte. Nimmt man hinzu, daß in dem wieder aufgelebten Kriege Spaniens gegen Holland den Holländern der Atem auszugehen begann, daß dagegen Spanien mit seiner großen Flotte den Ozean beherrschte, während Frankreich nicht ein einziges Kriegsschiff besaß — die englische Marine zählte damals noch nicht —, so sieht man es wohl: Frankreich war eingekreist und sein Schicksal besiegelt, wenn in Deutschland der letzte Widerstand niedergeworfen war. Gegenüber solcher Übermacht hörte auch für die französische Krone jede freie Bewegung auf, sie war von der spanischen ein für allemal abhängig.

Da dämmerte denn auch den wenig fähigen Ministern, die in Paris die Geschäfte führten, allmählich die Einsicht, daß man etwas tun müsse. Die öffentliche Meinung war erwacht, die Partei der „Politiker“ oder „guten Franzosen“, wie sie sich nannte, die alte Partei Heinrichs IV., die ihn erhoben hatte und seine Überlieferungen hütete, regte sich wieder, Flugschriften erschienen, die die Regierenden mit Vorwürfen überhäufte und ein entschlossenes Vorgehen, ein Kriegsbündnis mit den Protestanten ohne Rücksicht auf den Glauben forderten.

Die Regierung Ludwigs XIII. — der König zählte erst 23 Jahre — machte auch Anstalten in dieser Richtung, sie zahlte den Holländern jährliche Subsidien, um den Krieg dort nicht erlöschen zu lassen. Eine Politik von großem Zug aber war von ihr nicht zu erwarten, wenn nicht ein Staats-

mann von entsprechendem Format an ihre Spitze trat. Der Mann war da, sein Einfluß war im stillen schon wirksam. Im August 1624 wurde er zum leitenden Minister ernannt: der Kardinal Herzog von Richelieu.

Was dieser eine Mann für die gesamte Entwicklung des französischen Staates und der französischen Nation bedeutet, ist mit wenigen Worten nicht zu sagen. Unter allen schöpferischen Staatsmännern der neueren Zeit ist wohl nur einer, mit dem er sich in der Wirkung auf sein Volk vergleichen ließe, Bismarck, mit dem er auch in vielem einzelnen, in Charakter und Stellung, mancherlei überraschende Ähnlichkeiten aufweist. Aber Richelieus Wirkung auf Zeit und Nachwelt geht über das Gebiet doch weit hinaus, auf dem Bismarck groß war. Er ist Staatsmann nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wo man nur an die Arbeit in Regierung und Verwaltung, Krieg und Diplomatie denkt. Richelieu hat auch dem geistigen Leben, der Sprache, der Literatur seiner Zeit wichtige und dauernde Antriebe gegeben. Er selbst war Redner und Schriftsteller von ausgeprägter Individualität und hohem Rang. Durch Schärfe des Ausdrucks und methodische Ordnung der Gedanken in Wort und Schrift überragte er seine Zeitgenossen, einer der ersten, bei dem man die seitdem sprichwörtlich gewordenen Eigenschaften des französischen Stils, Präzision und Klarheit, vorherrschend findet. Daß die französische Schriftsprache, noch in den Kinderschuhen ihrer Entwicklung steckend, einer bewußten Pflege bedürfe, hat er erkannt, zu diesem Zweck die Akademie (1635) geschaffen und ihr die Aufgabe gestellt, in einem Wörterbuch die Regeln des sprachlich Richtigen festzustellen. Auch der Ehrgeiz des Dichters war ihm nicht fremd. Er entwarf Dramen, mit deren Ausarbeitung er fünf Poeten beschäftigte. Der große Corneille war unter ihnen. Das waren nicht nur Launen eines vornehmen Dilettanten, ein hoher politischer Gedanke leitete auch diese Bemühungen: die Befreiung des französischen Geistes von der Herrschaft fremder Vorbilder, von italienischen und vor allem von spanischen Einflüssen war das Ziel. Frankreich sollte sich auf sich selbst besinnen und für den Ausdruck seines

Wesens eigene Formen finden. Es ist ein kleiner, aber bedeutender Zug, daß Corneille, der soeben mit seinem „Cid“ den größten Triumph erlebt hatte, auf einen Wink des Kardinals die Bearbeitung spanischer Stoffe aufgab.

Der Staatsmann Richelieu hat den Franzosen schon gleich nach seinem Tode und seitdem allen folgenden Generationen bis auf diesen Tag als Maßstab und Prüfstein gegolten, an dem jedes staatsmännische Wollen und Können gemessen wird. Er ist der Inbegriff französischer Politik, rückhaltlos bewundert von den einen, für manches spätere Unheil verantwortlich gemacht von den andern — wie Bismarck bei uns. Und wie bei diesem wendet sich die Kritik fast ausschließlich gegen seine innere Politik, im Auswärtigen findet er noch heute allgemeine Billigung. Auf ihn haben sich so ziemlich alle Parteien und Richtungen seit bald dreihundert Jahren berufen, alle wollten sie die Erben und Verwalter seines Nachlasses und Vollstrecker seines letzten Willens sein, Chauvinisten, die für französischen Ehrgeiz kaum eine Grenze anerkennen, decken sich mit seinem Namen, und wer dem Maßhalten und kluger Selbstbeschränkung das Wort redet, preist nicht weniger laut das Beispiel, das Richelieu gegeben. Beides hat sein Recht. Richelieu war für die Größe und Macht seines Landes von leidenschaftlichen Wünschen und Hoffnungen erfüllt wie nur je ein Franzose. Aber als handelnder Staatsmann wußte er auch die Grenzen des Möglichen mit einem sicheren Augenmaß zu schätzen, wie es den wenigsten gegeben ist. Er kannte und sah die Gefahren, die gegenwärtigen wie die kommenden, und so kühn und groß seine Gedanken sein mochten, ebenso groß war die Selbstbeherrschung, die ihn keinen Augenblick die Nüchternheit klaren Abwägens vor dem Entschluß verlieren ließ. Mehr als einmal hat er in seinen Denkschriften das Ziel einer französischen Welthegeemonie aufleuchten lassen. „Wenn der König sich zum mächtigsten Monarchen der Welt und zum angesehensten Fürsten der Welt machen will“ — so beginnt das Schriftstück, in dem er 1629 das Programm der französischen Auslandspolitik mit leichten und sicheren Strichen entwirft. Drei Jahre später sieht er die Vorteile des Ent-

schlusses zum Kriege vor allem darin, „daß der König sich zum Oberhaupt aller katholischen Fürsten der Christenheit und dadurch zum mächtigsten Herrscher Europas machen könnte“. Das angebliche politische Testament, das gleich nach seinem Tode unter seinem Namen erschien, ist darum auch gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt, wenn es ihm das Bekenntnis in den Mund legt, sein Bestreben sei gewesen, seinen König zum ersten Monarchen zu machen und Frankreich die Grenzen zu geben, die die Natur ihm gesetzt habe. Der Verfasser hat Richelieus Gedanken für die Zukunft getroffen, eine vielleicht ferne Zukunft, aber eine, die er ersehnte und an die er glaubte.

Etwas anderes war es mit dem, was er sich für den Augenblick vornahm. Da konnten seine Absichten und Entschlüsse wechseln, sogar sich widersprechen. Sie richteten sich nach den Umständen und hielten sich streng in den Grenzen des jeweils Notwendigen und Möglichen. So kühn seine Ziele, so vorsichtig sind die Schritte, mit denen er ihnen zustrebt. Es ist, wenn man seine Äußerungen aus den vierzehn Jahren von 1629 bis 1642 nebeneinanderstellt, als sprächen zwei Seelen aus ihm: eine hochfliegende, schwärmerische, der die Welt zu eng erscheint für den Ehrgeiz seines Landes, und eine nüchterne, fast ängstlich wägende und rechnende, die sich im Ausmalen naher und künftiger Gefahren gefällt und dem großen Gewinn bei hohem Einsatz den bescheidenen, aber sicheren Nutzen allemal vorzieht.

Richelieu hatte die Leitung des Staates übernommen mit der Absicht, der Übermacht Spaniens entgegenzutreten und sie womöglich zu brechen. Dazu gehörte in erster Linie das Eingreifen Frankreichs in den Krieg. So stellt er selbst es in seinen Memoiren dar, und man hat kein Recht, ein solches Zeugnis als späteren Irrtum zu verwerfen. An seiner Absicht brauchen wir nicht zu zweifeln, weil er die Ausführung einstweilen zurückstellen mußte. Ihn hinderte die Opposition der Hugenotten. Um mit ihr fertig zu werden, hatte Richelieu alle vorhandenen Kräfte nötig, und dabei geriet er in Krieg mit England. Er wurde der Gegner Herr, aber es hat ihn fast fünf

Jahre gekostet. Erst im Herbst 1628 war mit der Einnahme von La Rochelle der Widerstand der einheimischen Gegner gebrochen, der Friedensschluß folgte im Sommer 1629. Derweilen mußte Richelieu der Entwicklung der Dinge in Deutschland zusehen, ohne es hindern zu können, daß die Gegner Habsburgs einer nach dem andern von den Heeren Tillys und Wallensteins überwältigt wurden und der Ring der spanisch-österreichischen Übermacht sich immer fester um Frankreichs Ostgrenze legte. Er hätte mit den Hugenotten eher Frieden schließen, ihnen Zugeständnisse machen und sich dafür in den deutschen Krieg werfen können. Es gab Leute, die das von ihm verlangten, seine Gesinnungsgenossen aus früheren Jahren drängten ihn dazu. Er wies es zornig zurück und ließ einen von ihnen, seinen eigenen früheren Mitarbeiter, in die Bastille sperren. Es war nicht konfessionelles Vorurteil, nicht kirchlicher Übereifer. Das Bekenntnis der Protestanten zu dulden, wäre er bereit gewesen. Aber er sah in ihnen Gegner des Königtums und in ihrem hartnäckigen Partikularismus Feindschaft gegen den Staat. Ihm war es klar, daß die Krone alle Kräfte des Königreichs zuvor in die Hand bekommen, jeden regionalen Eigenwillen brechen müsse, ehe sie an einen auswärtigen Krieg denken durfte.

Und was für ein Krieg mußte das werden! Die spanische Monarchie stand damals noch auf einer Höhe des Ansehens und der Macht, mit der Frankreich, ohne stehendes Heer, ohne jede militärische Schulung und Tradition — seit einem Menschenalter hatte man ja in Frieden und Abrüstung sich's wohl sein lassen —, dazu im Innern stets von Auflehnung großer Herren bedroht, sich niemals messen konnte.

Hätte es sich in diesem Zustand kopfüber in den europäischen Krieg gestürzt, in dem der Gegner alle Vorteile der Rüstung, der Erfahrung und der strategischen Stellung für sich hatte, es wäre ebenso geschlagen worden wie nacheinander die deutschen Protestanten, der Mansfelder, der Braunschweiger und der König von Dänemark. Erst zu Hause stark sein, dann ans Auswärtige die Hand legen — das war in solcher Lage das Gebotene.

Haller, Tausend Jahre ... 3

Auch als die nächste Etappe erreicht, die Hugenotten zur Unterwerfung gebracht, der Friede mit England geschlossen war, konnte Frankreich noch nicht daran denken, sogleich mit offenem Visier auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Es war dazu militärisch viel zu schwach und mußte fürchten, daß seine Bundesgenossen ihren Frieden mit dem Kaiser schlossen und dann die vereinte spanisch-österreichische Macht sich auf Frankreich stürzte. Das wäre der sichere Ruin gewesen. Aber geschehen mußte etwas, es war die höchste Zeit. In Deutschland hatte der Kaiser gesiegt, sein Restitutionsedikt schrieb für den größeren Teil des Reiches die Rückkehr zur katholischen Kirche vor, Wallenstein sprach offen von Umwälzung der Reichsverfassung, Beseitigung der Kurfürsten, Erblichkeit der Kaiserkrone u. dgl. Wenn jetzt nicht noch in elfter Stunde Hilfe von auswärts kam, so war der Krieg zu Ende, Deutschland eine spanische Dependenz, viel mehr noch als zur Zeit Karls V., und Frankreich jeder Möglichkeit wirksamer Bündnisse zu seinem Schutz vielleicht für immer beraubt.

Richelieu beschloß zu handeln. Er handelte aus Notwehr, in reiner Defensive. Aber es ist bezeichnend, daß er den König in dem Augenblick, wo er ihn zum Einschreiten aufforderte, zugleich schon die lockenden Ziele sehen ließ, deren Erreichung sich aus der neuen Politik ergeben müsse.

Er wägt seine Worte, stuft die einzelnen Punkte nach Wert und Wichtigkeit sorgfältig gegeneinander ab. Leitender Gedanke ist, „den Fortschritten Spaniens Einhalt zu gebieten“. Darum „muß Frankreich auf nichts anderes denken, als im Innern stark zu werden, nach außen aber Tore zu errichten und sie zu öffnen, um zu allen Nachbarn Zugang zu haben und sie vor spanischer Bedrückung schützen zu können, wenn sich Gelegenheiten dazu bieten“. Unter diesen Toren, die man nach Belieben schließen und öffnen könne, stehen mit an erster Stelle Ausbau der Stellung in Metz, d. h. Erwerb von Lothringen, und Vordringen bis Straßburg, also das Elsaß. Die alten Magnete französischer Ausdehnung! Wir kennen sie von 1444 und 1552 her, Richelieu brauchte sie nicht

zu entdecken, sie gehörten zur Überlieferung der französischen Krone. Bezeichnend ist nur die Begründung, die er ihnen gibt: nicht um ihrer selbst willen werden sie erstrebt, sondern der Zugang zu Deutschland soll durch sie gewonnen werden. „Das müßte“, fügt er hinzu, „im Laufe längerer Zeit, mit großer Überlegung und in vorsichtigem und verdecktem Verfahren geschehen.“ An offenen Krieg denkt er ja nicht. Richelieu hat noch in späteren Jahren über die militärischen Fähigkeiten der Franzosen sehr abfällig geurteilt. „Keine Nation der Welt“, so schreibt er, „ist für den Krieg so wenig geeignet wie die französische, mit Franzosen allein Krieg zu führen, ist fast unmöglich, man braucht ausländische Söldner, um der Armee einen Halt zu geben.“ Darum den offenen Bruch mit dem Gegner vermeiden! Den Krieg müssen andere führen, Frankreich bleibt im Hintergrund. Dabei kann sich dann, wenn das Glück günstig ist, das ergeben, was man wünscht und hofft.

Aus diesen Erwägungen ging das Eingreifen Gustav Adolfs in den deutschen Krieg hervor. Er war aus eigenem Interesse bereit, aber er fühlte sich allein zu schwach. Erst der französische Rückhalt gab ihm den Mut zum großen Entschluß. Richelieu verschaffte ihm Frieden mit Polen, stellte ihm das fehlende Geld zur Verfügung, und der König spielte seine Rolle glänzend, so glänzend, daß Richelieu selbst bedenklich wurde. Wohl erwog er zu Anfang des Jahres 1632 — es war nach dem Siege bei Breitenfeld, als Gustav Adolf in Mainz residierte, ganz Nord- und Mitteldeutschland ihm zu Füßen lag und der Süden auf sein Erscheinen wartete — wohl erwog jetzt der Kardinal eine noch engere Verbindung mit dem Sieger, ein bewaffnetes Einschreiten an seiner Seite: die Vernichtung Österreichs und der Erwerb des Elsaß wären die Folge gewesen. Aber er verzichtete. Die Übermacht Schwedens — hier spricht wohl der Katholik, der Bischof und der Kardinal, der Richelieu immer geblieben ist — wäre noch gefährlicher als die österreichische. Zudem müßte man offen gegen den Kaiser Krieg führen, und — die ganze militärische Schwäche des damaligen Frankreich, sein völliger Mangel

an Selbstvertrauen spricht aus diesen Worten — ein solches Wagnis ist das Elsaß nicht wert.

Es folgte die Schlacht bei Lützen, der Tod des Schwedenkönigs. Richelieu fühlte sich von einer Sorge befreit: zu stark konnten die Schweden jetzt nicht mehr werden. Einstweilen hielten sie sich in Deutschland im Bunde mit den Protestanten. Sollte man ihnen beispringen, den Krieg an ihrer Seite aufnehmen? Glänzende Aussichten würden sich dabei eröffnen. Die Protestanten würden das linke Rheinufer von Mainz aufwärts, die linksrheinische Pfalz und das Elsaß, die sie besetzt hatten, an Frankreich übergeben. Ohne einen Schwertstreich würde der König sein Reich bis an den Rhein ausdehnen, Lothringen beherrschen, auf alle Nachbarn einen Druck ausüben. Der Plan scheint Richelieu sehr gelockt zu haben, er erörtert seine Ausführung bis ins einzelne. Dann aber kommt das Bedenken: Frankreich müßte selbst Krieg führen, und — es hat keine Generäle, die das Handwerk verstehen. Man müßte den Oberbefehl über die französische Armee dem Prinzen von Oranien, dem Holländer, übertragen. Mit andern Worten: Frankreich würde an solchem Kriege nur mit Hilfstruppen teilnehmen. Darum empfiehlt der Kardinal, den Krieg, wie bisher, durch andere führen zu lassen, die Schweden, die Deutschen, die Holländer mit Geld zu unterstützen, nicht mehr.

Vielleicht hat Richelieu damals eine große Gelegenheit versäumt, vielleicht auch ist Frankreich durch seine Vorsicht einem schweren Unglück entgangen. Wer vermag zu sagen, wie es gekommen wäre, wäre eine französische Armee schon 1633/34 auf dem Kriegsschauplatz erschienen? Die indirekte Kriegführung, zu der Richelieu sich entschlossen hatte, scheiterte völlig. Am 6. September 1634 wurde die deutsch-schwedische Armee bei Nördlingen von den Spaniern und Kaiserlichen entscheidend geschlagen. Unter den Reichsständen begann der Abfall. Jetzt mußte Richelieu sich eingestehen, daß Frankreich, wie er dem König vorstellte, nur noch die Wahl habe, entweder selbst die Last des Krieges auf sich zu nehmen — dann konnte es ihn in fremdem Lande führen — oder

zu gewärtigen, daß es nach völliger Überwältigung der Protestanten im eigenen Lande angegriffen werde.

Ludwig XIII. folgte wie immer dem Rat seines Ministers. Am 28. April 1635 wurde das Bündnis mit Schweden unterzeichnet, drei Wochen später der Krieg erklärt. Von Annexionsplänen konnte jetzt nicht mehr gesprochen werden, es handelte sich um die Rettung der Verbündeten, nicht um eigene Vorteile. Zudem befand sich das Hauptstück, an das man früher gedacht hatte, das Elsaß, in den Händen Bernhards von Weimar, der mit seiner Armee, dem besten Teil des zerschlagenen schwedischen Heeres, der wertvollste Kampfgenosse war und es verstanden hatte, als Preis für seine Dienste sich den Besitz des Elsaß zusichern zu lassen. So wandte sich der Krieg denn auch nicht gegen das deutsche Reich, wo vorläufig wenig zu holen war, sondern gegen Spanien. Die spanischen Niederlande, Belgien, waren das Ziel des Angriffs. Der Entschluß war bei der militärischen Schwäche Frankreichs kühn, ja sehr gewagt, und die ersten Jahre schienen ihn nicht zu rechtfertigen. Die Spanier zeigten sich entschieden überlegen, es gab nur Mißerfolge, und einen Augenblick war sogar Paris in Gefahr. Erst das Jahr 1638 brachte eine Wendung zum Bessern, aber nicht durch die französischen Waffen: die Holländer vernichteten eine spanische Flotte mit einer Landungstruppe, und Bernhard von Weimar gewann vom Elsaß aus die Herrschaft über beide Ufer des Oberrheins. Sein Tod im folgenden Jahr gab Frankreich, was ihm am meisten gefehlt hatte, eine brauchbare Armee. Die Offiziere des Herzogs ließen sich samt ihren Truppen von Frankreich anwerben und traten unter den Oberbefehl eines französischen Generals, des Marschalls Guébriant, des einzigen, der bis dahin Proben von Fähigkeiten gegeben hatte. Ganz von selbst geriet dadurch das Elsaß in französische Hand.

Aber noch immer waren die Aussichten unsicher genug. Niemand kann sagen, wie das Spiel zu Ende gegangen wäre, wäre nicht das Glück den Franzosen in ungewöhnlicher Weise zu Hilfe gekommen. Im Jahre 1640 erhob sich Portugal und

machte sich von Spanien unabhängig, in Katalonien brach gleichzeitig ein Aufstand aus und öffnete den französischen Truppen das Land. Der Krieg konnte jetzt als gewonnen gelten.

Richelieu hat sein Ende nicht mehr erlebt. Als er im Dezember 1642 starb, waren die Friedensverhandlungen bereits angeknüpft. Vielleicht hat nur sein Tod den Abschluß noch um Jahre verzögert. Aber seine Nachfolger vollendeten das Werk. Er hatte für die Zukunft gearbeitet. Die militärische Organisation, die er geschaffen hatte, bewährte sich erst jetzt. Der Krieg selbst hatte die Truppe erzogen und Feldherren gebildet wie Condé und Turenne. Eine ganze Generation von Staatsmännern und Diplomaten aus der Schule des Kardinals führte die Geschäfte der Regierung, die Verhandlungen mit dem Ausland, an ihrer Spitze ein Fremder und ein Glücksritter im Kardinalspurpur, der Neapolitaner Giulio Mazzarini — wir nennen ihn zu Unrecht Mazarin, er selbst hat sich niemals so genannt —, ein Virtuose des Hofes und der Diplomatie, ohne Skrupel und Grundsätze, aber geschickt genug, die Gedanken Richelieus auszuführen.

Schon 1644 war militärisch das ursprüngliche Kriegsziel erreicht: das linke Rheinufer abwärts bis zur Mosel und die Brückenköpfe rechts des Stromes waren in französischen Händen. Aber zur letzten Entscheidung reichten die Kräfte noch nicht aus. Erst vier Jahre später wurde in Münster der Friede geschlossen, der „Westfälische Friede“. Der Kaiser, vom Angriff der Franzosen aus Bayern, der Schweden aus Böhmen in Wien selbst bedroht, war gezwungen, sich von Spanien zu trennen. Er verpflichtete sich, Spanien im ferneren Kriege nicht zu unterstützen, erkannte Frankreich im Besitz der lothringischen Städte Metz, Toul und Verdun und der zugehörigen Bistümer an und trat alle Besitzungen und Rechte seines Hauses im Elsaß dem französischen König ab.

Der Friede ist in Frankreich scharf getadelt worden. Mazarin wurde angegriffen, weil er sich mit so wenig begnügt habe. Wie anders, so hielt man ihm entgegen, würde Richelieu gehandelt haben! Die Waffenerfolge der letzten Kriegs-

jahre hatten die Ansprüche gesteigert. Es waren Schriften erschienen — eine von ihnen gab sich als Richelieus politisches Testament aus —, in denen das ganze linke Rheinufer für Frankreich gefordert und auf die unverjährten Rechte der französischen Könige, auf das alte Königreich Austrasien, auf die Grenze des alten Gallien, die natürliche Grenze als „Basis von Frankreich“ zurückgegriffen und der Regierung die Pflicht eingeschärft wurde, alles wiederzugewinnen, was einst französisch gewesen. Auch der amtliche Historiograph des Königreichs, Denis Godefroy, schrieb in diesem Sinne, und alle waren einig darin: was immer Frankreich links des Rheines an sich bringe, gehöre ihm von Rechts wegen und sei nicht Eroberung, nur Rückforderung rechtmäßigen Eigentums.

Verglichen mit solchen Ansprüchen war allerdings das, was der Friede an Landgewinn brachte, recht wenig: nicht einmal das ganze Elsaß, nur die habsburgischen Besitzungen und Rechte, d. h. die unmittelbare Herrschaft im Sundgau, die Oberverwaltung von zehn kleinen ehemaligen Reichsstädten, eine schwer definierbare Oberhoheit im Namen des Reiches über die sämtlichen andern Reichsstände des Landes, dazu der wichtige Brückenkopf Breisach auf dem rechten Ufer des Rheins. Mazarin sah den wesentlichen Erfolg weniger in diesen Erwerbungen als darin, daß Österreich sich überhaupt von Spanien trennte und zum Sonderfrieden sich verstand. Die folgende Zeit hat gelehrt, daß er recht hatte. Er folgte genau dem Rat, den Richelieu 1629 gegeben hatte: schrittweise und allmählich, in vorsichtigem und verdecktem Verfahren sich dem Ziele zu nähern. Die Abtretung der österreichischen Herrschaften im Elsaß war nur der Anfang, sie war im Friedensvertrag in so unklarer Form ausgesprochen, daß es nicht schwer sein konnte, die Fortsetzung bei Gelegenheit folgen zu lassen.

Für die Zukunft mindestens so wichtig, wenn auch weniger handgreiflich, waren die indirekten Errungenschaften des Friedensschlusses: daß das deutsche Reich in zwei Parteien, die katholische und protestantische, gespalten blieb und den

Reichsständen das Recht verbrieft wurde, mit dem Ausland selbständige Verträge einzugehen, Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Es war nichts anderes als die faktische Auflösung des Reichs. Der Kaiser, wie er jetzt dastand, verdiente die Kennzeichnung, die ihm ein französischer Schriftsteller gegeben hat: ein Monarch an der Spitze einer Anarchie. Und das alles stand unter der vertragsmäßigen Bürgschaft des Königs von Frankreich, dem jetzt niemand mehr das Recht streitig machen konnte, als Garant der „deutschen Libertät“ in inneren Reichsangelegenheiten ein Wort mitzureden. Deutschland, das deutsche Reich und seine Verfassung standen unter vertraglicher Aufsicht Frankreichs.

Uns erscheint das alles als eroberndes Umsichgreifen. Die französischen Staatsmänner, die diese Politik entwarfen und durchführten, haben es nicht so empfunden. Was sie leitete, war der Gedanke der Verteidigung, der eigenen Sicherheit. Von Richelieu haben wir es schon gehört, und Mazarin, der ideenlose Eintagsvirtuose, war nichts als sein gelehriger Schüler. Es sollte unmöglich gemacht werden, daß das Haus Österreich jemals den konzentrischen Angriff auf Frankreich von Nord und Süd und Ost zugleich ansetzte. Die Verteidigung dagegen sollte und konnte aber nicht in passiver Abwehr, sie mußte durch zuvorkommenden Gegenangriff geführt werden. Dazu diente das Ausfallstor im Elsaß. Noch war es eng und niedrig, aber der Posten und der Brückenkopf in Breisach gestatteten doch, wenn nötig, sofort ins Vorderösterreichische, auf Freiburg und weiter nach Süddeutschland hinein zu stoßen. Die Bundesgenossen dazu standen ein für allemal bereit: Schweden, das seine deutschen Besitzungen, Pommern, Bremen und Verden, nur mit französischem Beistand halten konnte, die Stände des Reichs, die ihre Freiheit nur unter französischem Schutze sicher glaubten. Was sie mit Frankreich einte, war die schreckhafte Erinnerung an den Druck der spanisch-österreichischen Übermacht, den sie alle, gleichviel welchen Bekenntnisses, einmal gefühlt hatten, damals am Ende der zwanziger Jahre, als die Spanier am Rhein geboten, Wallenstein in Holstein

und Mecklenburg stand und es sich ernstlich fragte, ob das Reich seine freie ständische Verfassung behalten oder nicht vielmehr eine habsburgische Erbmonarchie werden würde. Daß diese Gefahr abgewandt war, Deutschland seine „Freiheit“ bewahrt hatte, dankte man dem Eingreifen Frankreichs, und Frankreich allein konnte einen davor schützen, daß die Gefahr wiederkam. Darum dienten die deutschen Stände willig der französischen Politik, die nach geschlossenem Frieden zunächst keine dringenderen Aufgaben kannte, als zu verhindern, daß der Kaiser doch noch den Spaniern in dem erbitterten Kriege beispränge, den diese nunmehr elf Jahre lang allein gegen Frankreich weiterführten.

Eine Gelegenheit, so günstig wie noch nie, bot sich, als Kaiser Ferdinand III. 1657 starb, ehe es ihm möglich gewesen war, die Nachfolge im Reich zu ordnen. Der Kaiserthron war leer, völlig frei konnten die Kurfürsten wählen. Mazarin hat Anstrengungen gemacht, dem Hause Habsburg die Krone zu entreißen. Er hat für andere Fürsten arbeiten lassen, für Bayern, für Pfalz-Neuburg, hat auch mit dem Gedanken gespielt, den französischen König selbst zum Kaiser zu machen. Als sich zeigte, daß keiner dieser Pläne Aussichten hatte, ließ er die Wahl Leopolds I. zu, legte ihm aber sogleich eine Fessel an. Unter französischer Führung schloß eine Gruppe westdeutscher Fürsten sich zum „Rheinbund“ zusammen, um die Einmischung des neuen Kaisers in den französisch-spanischen Krieg zu verhindern. Die Spanier sahen die letzte Hoffnung schwinden, und mit weinenden Augen unterschrieb Philipp IV. 1659 den Frieden, der ihn zwang, das Artois abzutreten und seine Tochter Ludwig XIV. zur Gemahlin zu geben. Daß sich hinter dieser Heirat trotz aller feierlichen Verzichte die Rechnung mindestens auf Flandern als Erbteil der Prinzessin verbarg, hat wohl niemand ernstlich bezweifelt. Wer die Dinge im großen Zusammenhang betrachtete, der wußte noch mehr: daß die Gewichte der Machtverteilung in Europa sich verschoben hatten. Die Wagschale Spaniens hob sich zusehends, die Zeiten spanischer Vormacht waren vorbei. Durch jahrzehnte-

lange Anstrengungen erschöpft, durch Auswanderung und Aufstände dauernd geschwächt, sank die Monarchie Philipps II. zu einer Macht zweiten Ranges herab. Ihr Platz war frei, der König von Frankreich konnte ihn einnehmen, konnte sich, wie Richelieu gesagt hatte, zum mächtigsten Monarchen der Welt machen.

\*

Wenn je ein Herrscher ein reicher Erbe genannt werden durfte, so war es Ludwig XIV. Und wenn je einer seiner Erbschaft würdig war, so ist er es gewesen, sein Leben lang der beherrschende Mittelpunkt der eigenen Zeit, von den einen ebenso abgöttisch verehrt wie von den andern ingrimmig gehaßt, für alle das unbestrittene Urbild des Fürsten, der wahre König, wie die Zeit ihn sich dachte, und auch für die Nachwelt noch lange der Selbstherrscher, wie er sein soll. Fehlte es Ludwig an ursprünglicher Genialität, so besaß er doch Geist und Urteil genug, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, eine hohe Auffassung seines Berufes, ein Pflichtgefühl, wie es bei Herrschern selten ist, einen rastlosen Fleiß und eine unermüdliche Arbeitskraft. Dennoch hat das Urteil der Geschichte über seine Regierung vorwiegend ungünstig gelautet. Auch die beredte Verteidigung, ja Verherrlichung seines Andenkens durch seinen jüngsten Biographen, Louis Bertrand, wird daran schwerlich viel ändern. Seine Fehler sind nicht zu übersehen. Persönlicher Ehrgeiz und Ruhmbegier spielten bei ihm eine große, allzu große Rolle, waren vielleicht die stärkste Triebfeder seines Handelns. Nicht umsonst begegnet man in seinen schriftlichen Äußerungen so häufig dem Wort „*gloire*“, und einmal, als er sich bemüht, einen notorisch falschen Schritt, den Angriff auf Holland (1672), zu rechtfertigen, bricht er die mühsam zusammengeflochtene Kette der Vernunftgründe fast unwillig mit der Bemerkung ab: „Die Nachwelt mag diese Erwägungen glauben oder nicht, ich will mich nicht vor ihr rechtfertigen. Ehrgeiz und Ruhmbegier sind bei einem Fürsten immer verzeihlich, und

vollends bei einem jungen und vom Glück so begünstigten Fürsten, wie ich es war.“ Man kann die Fälle leicht zusammenzählen, wo ihn sein übertriebener Stolz, seine fürstliche Eitelkeit zur Überschätzung seiner Kräfte und unbesonnenen Entschlüssen hingerissen hat. Es ist auch nicht zu verkennen, daß Hochmut und Rücksichtslosigkeit gegen Feinde und mitunter auch gegen Freunde ihm viel Schaden zugefügt und Frankreich in schlechten Ruf gebracht haben. Daß er selbst gerade an diesen Fehlern weniger beteiligt war als seine Diener, ein Colbert, ein Louvois besonders, dieser rohe Zyniker der Macht, vollends Generäle wie der brutale, sadistisch-grausame Luxembourg, räuberische Intendanten wie Robert, die sich ihrer schmutzigen Machenschaften offen rühmten, nicht zu reden von den Ausschreitungen der gemeinen Soldaten — das entlastet doch nur sein persönliches Konto, nicht das seiner Regierung. So wird man alles in allem nicht bestreiten können, daß er in der Ausführung seiner Pläne oft geirrt und viel verdorben hat. Daß diese Pläne selbst verkehrt gewesen seien, daß Ludwig XIV. die Politik Richelieus verfälscht habe, wie insbesondere französische Geschichtschreiber ihm schuld geben, könnte ich nicht unterschreiben.

Ludwig XIV. ist erfüllt gewesen von dem Gefühl, daß er der erste Fürst der Christenheit sei und ein Recht darauf habe, es zu sein. Wir wissen, das war nichts anderes, als was seinem Vater von Richelieu als leuchtendes Zukunftsbild gezeigt worden war. Ludwig hat geglaubt, daß sein Ansehen und seine Macht sich auch äußerlich in seinem Rang darstellen müßten; er war überzeugt, daß von Rechts wegen ihm die römische Kaiserkrone gebühre, nicht dem trägen, entschlußlosen und abhängigen Habsburger, seinem leiblichen Vetter und Schwager Leopold I. Er hat auch ernsthaft daran gedacht, bei der nächsten Vakanz sich selbst zum Kaiser wählen zu lassen. Beweis genug der Paragraph im Frieden von St. Germain 1679, in dem der Große Kurfürst sich verpflichten mußte, seine Wahlstimme auf Verlangen für den Franzosenkönig abzugeben. Ob das auch im Sinne Riche-

lieus gewesen wäre, vermag allerdings niemand zu sagen. Aber auch für Ludwig war die Kaiserkrone nur eine angenehme Beigabe, ein schöner Zierat, den man sich nicht entgehen lassen sollte, wenn er zu haben war. Ein wirkliches Ziel seiner Politik war sie nicht.

Man spricht von seiner maßlosen Eroberungssucht, „Raubkriege“ nennt man die drei Feldzüge von 1667, 1672, 1689. Darunter ist aber nur einer, dessen Ziel jenseits der überlieferten Linie liegt, in der sich auch Richelieu bewegt hatte: der schon erwähnte Angriff auf Holland. Er war — Ludwig hat es selbst gefühlt — ein Fehler, insofern dieser völlig unprovokierte Angriff mit einem Schlage bewies, daß jetzt nicht mehr Spanien-Österreich, sondern Frankreich eine Bedrohung für die Unabhängigkeit der europäischen Staatengesellschaft sei, und indem er zugleich verriet, was man von einem übermächtigen Frankreich zu erwarten habe. Von daher datiert die Angst vor der französischen Universalmonarchie, die nun die halbe Welt ebenso beherrschte wie früher die Angst vor der Monarchie Karls V. Aber so verkehrt dieser Schritt auch war und so starken Anteil an ihm — Ludwig gesteht es selbst — seine persönliche Gereiztheit und verletzte Eigenliebe hatte, der politische Zweck war nicht Eroberung, sondern das Bedürfnis, den Widerstand Hollands gegen andere französische Pläne aus dem Wege zu räumen. Diese Pläne aber waren die alten, die historischen Ziele seit Ludwig XI., dieselben, die auch Richelieu verfolgt hatte: die Annexion der letzten Stücke aus der burgundischen Erbschaft, Flanderns und der Franche-Comté. Maßlos kann man sie nicht nennen.

Die wirklich großen Ziele von Ludwigs Ehrgeiz, neben denen seine Bestrebungen und Kämpfe in Europa zu Begleiterscheinungen herabsinken, lagen auf dem Wasser und jenseits des Ozeans. Mehr und mehr wurde das Frankreich seiner Tage die Kolonialmacht, der Staat der Industrie und des Welthandels, der erste der modernen Staaten, der diese seine Aufgabe begriffen und verfolgt hat. Und wenn irgend etwas, so war gerade dies ein Teil, ja der wesentliche Teil der Erb-

schaft Richelieus. Man lese in seinem Politischen Testament — dem echten, nicht dem fingierten — die beiden Abschnitte „Von der Seemacht“ und „Vom Handel als Bestandteil der Seemacht“, wo die Sätze vorkommen: „Es scheint, als ob die Natur Frankreich die Seemacht hätte anbieten wollen“, und „Wenn Frankreich eine starke Flotte hätte, so könnte es den ganzen nordischen Handel haben, den jetzt die Holländer und Flamen an sich gerissen haben“. Unter Ludwig XIV. sind diese Gedanken festgehalten und weiter verfolgt worden — das Werk Colberts. Als Voltaire im Jahre 1750 sein klassisches Buch über das „Zeitalter Ludwigs XIV.“ herausgab, hat er das noch gewußt. Seitenlang verweilt er dabei, schildert die aufblühenden Kolonien jenseits des Meeres, in Nordamerika und Ostindien, den lebhaften Warenaustausch und seinen reichen Gewinn, nennt mit Stolz die stattlichen Schiffszahlen der Kriegsflotte und Handelsmarine. Diese Weltstellung zu sichern und auszubauen, waren auch die festländischen Kriege Ludwigs bestimmt.

Sie sind noch immer, wie unter Richelieu, wesentlich von defensiven Gedanken beherrscht. Das Grenzsystern, das der König vorfand, genügte für den Augenblick, aber es war unvollständig, es war ganz unzulänglich, wenn etwa die Nachbarn sich stärkten, Spanien sich wieder erholte, wenn Österreich in Deutschland mächtig wurde und Deutschland sich dienstbar machte. Das System mußte ausgebaut, verstärkt werden.

Was man im Elsaß seit dem Westfälischen Frieden besaß, war eine Anweisung für die Zukunft, das ganze Land zu nehmen, die Zahl der Brückenköpfe auf dem rechten Ufer zu vermehren. Es geschah, nachdem der holländische Krieg und der Nymweger Friede (1678/79) die Schwäche Deutschlands handgreiflich erwiesen hatten. Dem fingierten Rechtsverfahren der berüchtigten Reunionskammern, das zur Einverleibung des größten Teiles des Elsaß im Laufe von zwei Jahren geführt hatte, folgte als Abschluß 1681 die nackte Gewalttat, die der freien Reichsstadt Straßburg das gleiche Schicksal bereitete. Das Aussterben der pfälzischen Kurlinie bot

Gelegenheit, 1689 unter dem Vorwand von Erbansprüchen der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, die Hand nach der linksrheinischen Pfalz auszustrecken. Wäre das geglückt, so hätte es doch nur die ungefähre, nicht einmal die vollständige Erfüllung dessen gebracht, was Richelieu schon 1633 in der Hand zu halten glaubte und was schon 1644 wirklich französisch war. Es glückte nicht, und Ludwig hat ohne Schwierigkeit auf die Pfalz verzichtet. Er hat überhaupt in bezug auf die Erwerbungen an der Ostgrenze immer mit sich reden lassen. Seine Haltung ist in diesem Punkte merkwürdig elastisch. Die Brückenköpfe auf dem rechten Ufer des Rheines, die im Westfälischen Frieden und später im Laufe der Kriege an Frankreich gekommen waren, Breisach, Philippsburg, Freiburg, nicht zu reden von Eroberungen wie Trier, Zweibrücken und anderen pfälzischen Orten, hat er schon 1697 im Frieden von Rijswijk alle zurückgegeben. Er hat das Herzogtum Lothringen genommen, herausgegeben, wieder genommen und nochmals herausgegeben, wie die Umstände es erlaubten oder geboten. Sogar Straßburg, das Vauban für so wichtig erklärt hatte, daß man es ebensowenig herausgeben dürfe wie die Pariser Vorstadt von St. Germain, Straßburg fahren zu lassen, ist Ludwig zweimal in Zeiten größter Verlegenheit bereit gewesen (1695 und 1709), und nur das Ungeschick und mangelnde Interesse der Kaiserlichen hat beide Male die Wiedergewinnung dieser kostbaren Stadt vereitelt. Man sieht: was hier gewonnen oder aufgegeben wurde, war nicht um seiner selbst willen erstrebenswert, war an sich nicht Zweck noch Ziel, nur Mittel zum eigentlichen Zweck und Weg zum Ziel, das auch auf andere Weise verfolgt werden konnte. Wir kennen es: die Verteidigungsfähigkeit einer Grenze, die zugleich als Aufmarschlinie zum Angriff diente — wie es Richelieu schon 1629 gekennzeichnet hatte: Tore, die man nach Bedarf schließen oder zum Ausfall öffnen konnte, um Frankreich vor dem Druck der Nachbarn zu sichern. Dieser Sicherheit bedurfte es jetzt mehr als früher, da man immer damit rechnen mußte, Kaiser und Reich

würden das Verlorene bei Gelegenheit wiederzugewinnen suchen; der Sicherheit seiner Landesgrenze bedurfte Frankreich erst recht, wenn es frei und ungehindert seinem neu entdeckten Beruf leben wollte, der Beherrschung der Meere und des Welthandels, der Erschließung der unbekanntten Welt jenseits der Ozeane. Solche Sicherheit — eine Beobachtung, die wiederum schon Richelieu gemacht hat — besaß England, die Insel, als Geschenk der Natur, für Frankreich mußte sie künstlich geschaffen, erkämpft werden. Gestützt auf die so gewonnene schwer angreifbare Stellung zu Lande, sollte Frankreich die führende Macht in der ganzen Welt werden, zu Wasser und zu Lande, daheim in Europa und draußen auf allen Meeren und in fernen Weltteilen, in Handel und Industrie ebenso wie durch Armee und Flotte.

Das war das Ziel, das Ludwig XIV. erstrebte — und das er verfehlte, zum großen Teil durch eigene Schuld. Wesentlich den Fehlern seiner Politik war es zuzuschreiben, daß schon 1689, dann nochmals 1701 gewaltige Koalitionen sich bildeten, um die drohende französische Weltherrschaft abzuwehren. Ihm ist gelungen, was immer das sicherste Merkmal einer falschen Politik sein wird, alte natürliche Gegner, in diesem Fall England und Holland, zum Bündnis gegen den gemeinsamen Feind, Frankreich, zusammenzuführen; und schließlich hat er das Gegenteil von dem erreicht, was er erstrebte. In erster Linie um des Welthandels und der spanischen Kolonien willen hatte er im Jahre 1700, beim Tode des letzten spanischen Habsburgers, die spanische Krone für seinen Enkel angenommen. Spanien sollte ein französisches Nebenland und dadurch das spanische Weltreich ein Arbeitsfeld für französischen Unternehmungsgeist und Gewerbefleiß werden. Der Friede von Utrecht, der den zwölfjährigen Krieg beendete, ließ wohl die Krone Spaniens dem französischen Prinzen, lieferte aber ihre überseeischen Besitzungen der Ausbeutung durch die Engländer aus. So hat der Spanische Erbfolgekrieg, der die französische Weltherrschaft vollenden sollte, vielmehr die Vorherrschaft Englands begründet.

Daß daran Ludwigs Fehler, seine Überheblichkeit und

Selbstüberschätzung, die Unterschätzung der Gegner, einen wesentlichen Anteil haben, ist wohl allgemein zugegeben. Immerhin sollte man nicht vergessen, daß bei dem letzten Entschluß, die spanische Erbschaft ganz und ungeteilt für seinen Enkel in Anspruch zu nehmen, wiederum der Defensivgedanke eine Rolle gespielt hat. Ludwig hätte sich mit einer Teilung begnügt, die ihm das ließ, worauf es ihm ankam: die Kolonien und die Beherrschung des Mittelmeeres. Daß der Gegenpart, Kaiser Leopold, darauf nicht einging, in der Hoffnung, schließlich die ganze Erbschaft für seinen jüngeren Sohn Karl zu gewinnen, war für Frankreich eine Herausforderung: die Erneuerung der Monarchie Karls V., Spanien, Italien, Belgien, Deutschland, halb Südamerika in der Hand des Hauses Österreich, das konnte Frankreich niemals zugeben. Ludwig setzte alles gegen alles, er zählte auf das Glück seiner Waffen, und das Glück entschied gegen ihn. Aber es hat doch einen Augenblick gegeben, wo das ganze Spiel von einem einzigen Wurf abhing. Als im August 1704 das Heer der Alliierten bei Höchstädt den Franzosen gegenübertrat, hätte eine geschicktere Führung auf französischer Seite die Vernichtung der kaiserlich-österreichischen Macht herbeiführen können. Der Sieg Eugens von Savoyen und Marlboroughs rettete Habsburg das Leben, und von da an wandte sich das Blatt. Fünf Jahre später war Ludwig so weit, daß er selbst nach Rettung ausschauen mußte. Sie kam ihm durch den unerwarteten Tod Kaiser Josephs, der 1705 seinen Vater Leopold auf dem Thron abgelöst hatte. Das Haus Habsburg stand auf zwei Augen: des verstorbenen Kaisers einziger Bruder Karl, bisher König von Spanien, wurde nun auch deutscher Kaiser. Das war es nicht, wofür England kämpfte. Es hatte jetzt den erwünschten Vorwand, sich vom Kriege zurückzuziehen, die Koalition zerfiel, die englischen Truppen verließen die Front, und als im Juli 1712 Marschall Villars mit „Frankreichs letzter Armee“ den Prinzen Eugen bei Denain schlug, war Frankreich gerettet. In den Friedensschlüssen von Utrecht und Rastatt behauptete es seinen Bestand und gewann für das Königshaus den spanischen Thron.

Ludwig XIV. hätte mehr erreicht, wenn er weniger gefordert hätte. Aber wenn ihn spätere Beurteiler tadeln, weil er den höchsten Einsatz um des ganzen Gewinnes willen wagte, so ist doch eines sicher: die französische Nation, die mit ihm lebte, billigte seinen Entschluß. Ja, er ging ihr nicht weit genug. Verglichen mit dem, was die öffentliche Meinung seiner Zeit forderte, war Ludwig der Maßvolle. Sein ziemlich platonischer Wunsch nach der Kaiserkrone war die Forderung der Gebildeten. Daß ihm als Erben Karls des Großen die Herrschaft über ganz Europa von Rechts wegen gebühre, verstand sich fast von selbst. Nicht nur ein Chor politischer Tagesschriftsteller hat so gesprochen, die Wissenschaft selbst bewies es. In einem dicken Folianten begründete 1667 der Parlamentsrat d'Aubéry mit historischer Gelehrsamkeit die „gerechten Ansprüche des Königs auf das Kaisertum“. Nach dem Frieden von Rijswijk, der allgemein als matter Verzichtfriede gescholten wurde, durften die Unterhändler sich in Paris nicht sehen lassen. Die Annahme der spanischen Krone für den Herzog von Anjou wurde in ganz Frankreich mit Jubel begrüßt, und auch als es schlecht ging, hat das Volk keinen Augenblick versagt. Der König durfte das letzte Opfer verlangen und war sicher, es würde gebracht werden. Als die siegreichen Gegner ihm zumuteten, den Enkel mit französischen Truppen aus Spanien zu vertreiben, da konnte Ludwig diese Bedingung als ehrwidrig zurückweisen, so schlecht die Aussichten für den Krieg auch waren — er wurde allgemein verstanden und seine Haltung gebilligt. Glücklicher Herrscher, der sich so auf sein Volk verlassen kann! Glücklicher aber auch die Nation, der ihr König in der Stunde der Gefahr ein Beispiel gibt, wie es Ludwig tat, als er einmal — es war 1712 —, da man den Angriff der Feinde auf Paris erwartete und ihm riet, seine Person in Sicherheit zu bringen, die Antwort gab: käme es so weit, so wolle er die letzten Truppen um sich scharen und mit seinen 74 Jahren selbst an die Front eilen, um Frankreich zu retten oder mit Frankreich unterzugehen.

Der Leser wundere sich nicht, daß ich so viel von Frank-  
Haller, Tausend Jahre . . . 4

reich, von Ludwig XIV. und seinen weltpolitischen Absichten gesprochen habe und so wenig von Deutschland. Das entspricht nur den Tatsachen. Wir, vom Standpunkt der deutschen Geschichte, sehen im Vordergrund die geraubten Dörfer und Städte des Elsaß und das Lilienbanner auf dem Turm des Straßburger Münsters, sehen die rauchenden Trümmer der Pfalz, die Ruinen des Heidelberger Schlosses und die geschändeten Kaisergräber im Dom zu Speyer. Ludwig XIV. ist für uns der Feind, der Deutschland bestohlen und erniedrigt hat. Für ihn selbst, für Frankreich und die französische Geschichte sind diese Dinge nur Beiwerk, sie bilden die Begleitung, die mitunter vielstimmig und dick instrumentierte Begleitung, aber nicht die Melodie. Der Kreis sieht nun einmal von innen anders aus als von außen, und wenn wir Frankreich verstehen wollen, wie es doch der Zweck dieser Blätter ist, so war es unerlässlich, die Dinge zu zeigen, wie sie sich darstellen, wenn man den Standpunkt im Hafen von Marseille, Rouen oder Bordeaux, oder an den Fenstern des Louvre zu Paris einnimmt. Was man von dort erblickt, ist die Hauptansicht, die stolze Vorderfront, von Deutschland aus sieht man die häßliche Kehrseite.

Sie erscheint uns doppelt häßlich, wenn wir uns sagen müssen, daß sie eben nur die Kehrseite ist, daß Deutschland in den Berechnungen der französischen Politik nur einen untergeordneten Faktor darstellt, seine Landschaften, seine Menschen nur Bausteine sind, aus denen mit französischem Mörtel eine Schutzmauer vor Frankreich errichtet wird. Und was für Mörtel war das! Die Einschüchterung, die die Gesandten Ludwigs gegenüber Fürsten und Ständen des Reiches gelegentlich anwandten, der Schrecken, den die Verwüstung der Pfalz verbreiten sollte, sind noch beinahe Auszeichnungen, insofern sie die Gefährlichkeit des Gegners anerkennen. Wahrhaft demütigend sind die gewöhnlichen Methoden des hochmütigen Ignorierens, wenn z. B. französische Truppen ohne ein Wort der Entschuldigung mitten im Frieden durch deutsches Gebiet marschieren, Städte und Festungen besetzen oder gar das Land eines mit Frankreich in Freundschaft le-

benden Fürsten als Kriegsgebiet behandeln, wie es 1674 dem Pfälzer Kurfürsten geschah. Vollends schmachvoll endlich das System der Bestechungen, durch das die französische Regierung sich eine gehorsame Klientel unter den deutschen Fürsten zu schaffen wußte. Man müßte die ganze innere Geschichte Deutschlands in den ersten Jahrzehnten Ludwigs XIV. darstellen, wollte man von dem Umfang und den Wirkungen dieses Systems der Einschüchterung, Lockung, Bestechung einen Begriff geben. Der Rheinbund von 1658, die Verheiratung der pfälzischen Liselotte mit dem Herzog von Orleans waren anständige Mittel, die Besoldung des Bischofs von Münster war es schon erheblich weniger, die Festsetzung am kurkölnischen Hof ein häßliches Kapitel, und einfach schmutzig die Rolle, die die beiden Brüder Fürstenberg, Wilhelm, der Fürst-Landgraf, und Franz, der Bischof von Straßburg, spielten, bezahlte Werkzeuge, die man in Paris verachtete. So unwissend und faul sei der Fürst, daß es nicht auszudenken und die Verhandlung mit ihm eine Qual sei, sagte Louvois. Es wird wohl damals nicht viele deutsche Fürstenhöfe gegeben haben, die nicht wenigstens unter dem Titel von Subsidien einmal etwas bekommen haben, und manche waren ständige Pensionäre der französischen Regierung. Das laufende Konto der Hilfgelder, Pensionen und gelegentlichen Geschenke, die Jahr für Jahr nach Deutschland flossen, ging in die Millionen.

Welchen Schaden Deutschland von diesem System französischer Neben- und Gegenregierung erfahren hat, ist schwer auszurechnen. Eines drängt sich jedoch auf: der dauernde Verlust von Straßburg. Hier tritt einmal handgreiflich hervor, wie weit der illegitime Einfluß Frankreichs auf die deutschen Dinge reichte. Es ist eine Tatsache, die sich nicht wegwischen läßt, daß es hauptsächlich der Große Kurfürst war, der, durch den Geheimvertrag von St. Germain an Frankreich gebunden, und in der falschen Hoffnung, durch Anschluß an Frankreich ganz Pommern zu bekommen, die sofortige Rückforderung der verlorenen Stadt durchkreuzte, als sie vielleicht am leichtesten zu erreichen gewesen wäre. Aber schlimmer als

solche einzelnen Fälle — sie hatten vielleicht ihr Gutes, da sie dazu beitrugen, der Welt die Augen zu öffnen und das Bewußtsein der eigenen unwürdigen Lage zu wecken — schlimmer als dies war die dauernde Demoralisation der deutschen Fürstenhöfe und die Abstumpfung des öffentlichen Urteils. Man gewöhnte sich so sehr an die französischen Kaufgelder, daß man sie nicht mehr entbehren konnte und die Herabwürdigung nicht mehr empfand, die darin lag, daß deutsche Fürsten die Kostgänger des französischen Königs waren und ihre Minister aus Paris ein Taschengeld bezogen.

Dabei hat Ludwig mit diesem Verfahren seinen nächsten Zweck nicht einmal erreicht. Der bezahlte Anhang unter den Fürsten des Reiches sollte dem Kaiser Schach bieten, ihn vom Krieg gegen Frankreich zurückhalten. Gelungen ist das doch nur einmal, eben nach der Wegnahme von Straßburg. 1672 dagegen, 1689 und 1701 erwies die Sicherung sich als unwirksam: jedesmal erklärte Österreich den Krieg, fand Bundesgenossen unter den Fürsten, zog das Reich nach sich und nötigte Ludwig zu den äußersten Anstrengungen, wenn er seinen Wahlspruch „*Nec pluribus impar*“, „Auch der Mehrheit gewachsen“, wahrmachen wollte. Das hatte er mit seinem rücksichtslosen, geringschätzigen Vorgehen bewirkt. Schon 1673 sagte es der Fürstenberger Louvois ins Gesicht: das französische Vorgehen mache Frankreich in Deutschland verhaßt. Mit der Zeit wandte sich ein Fürst nach dem andern von Ludwig ab, 1689 fand er schon keinen Bundesgenossen mehr, und 1701 nur noch die Kurfürsten von Bayern und Köln. Ganz Deutschland war von Erbitterung gegen ihn erfüllt. Der Name Straßburg blieb unvergessen, und die brutale Art der französischen Kriegführung bewirkte, daß in den Massen des Volkes ein Franzosenhaß Wurzel schlug, wie man ihn früher nicht gekannt hatte. Die *quasi naturalis invidia*, die fast angeborene Abneigung aus der Kreuzzugszeit, hatte einen greifbaren Gegenstand und einen dauernden Nährboden erhalten. Die Saat der deutsch-französischen Erbfeindschaft war aufgegangen.

Ludwig XIV. ist mit seinen weltpolitischen Plänen ge-

scheitert, und eine spätere Zeit hat auch die Anfänge davon hinwegräumt. Nur einzelne Namen, wie Louisiana, Neuorleans, Montreal, erinnern noch daran, daß Nordamerika einmal zum größeren Teil französisch war. Das europäische System Ludwigs dagegen erwies sich dauerhaft, und insbesondere ist das Verhältnis zu Deutschland, das er nach den Gedanken Richelieus gestaltet hatte, das gleiche geblieben, bis ans Ende des Jahrhunderts. Im wesentlichen unverändert erhielt sich die deutsch-französische Reichsgrenze. Daß das Herzogtum Lothringen im Frieden von Wien 1738 endgültig vom Reich aufgegeben wurde, hatte nicht viel mehr als formale Bedeutung. Tatsächlich, wenn auch widerwillig, hatte es schon seit Ludwig, ja seit Richelieu unter französischem Protektorat gestanden. Sonst ist es bei der Grenze geblieben, die der Friede von Utrecht gezogen hatte. Frankreich hat hier neue Erwerbungen gar nicht einmal erstrebt. Die Grenze genügte, ihr defensiver Charakter bewährte sich trefflich, wie er sich schon in den Kriegen Ludwigs bewährt hatte. So dramatisch diese auch verliefen, der Boden Frankreichs ist von ihnen nur einmal gestreift worden. Es ist eine Tatsache, die man beachten muß, um das eigentümliche Vaterlandsgefühl der Franzosen zu verstehen, daß sie in der Zeit zwischen 1635 und 1870 nur fünfmal für kurze Monate und in den anderthalb Jahrhunderten zwischen 1640 und 1792 nur einmal für einen Augenblick und in einem kleinen Zipfel den Krieg im eigenen Lande gesehen haben. Ohne Zweifel ist das wesentlich dem Grenzsystem gegen Deutschland zuzuschreiben, das Richelieu erdacht und Ludwig XIV. errichtet hatte. Es erlaubte, den Krieg, wenn man ihn für nötig hielt, auf fremdem Boden zu führen. Flandern und Deutschland waren dann die gegebenen Kriegsschauplätze. Dazu gehörte der beherrschende Einfluß, den Frankreich eben durch seine starke Angriffsstellung an der Ostgrenze auf die deutschen Nachbarn ausübte. Sie lagen, wie Vauban sich ausdrückte, „beständig unter französischen Kanonen“.

Man hätte weitergehen, die Nachbarn sich ganz einverleiben können; ernsthafter Widerstand wäre nicht zu befürchten

gewesen. So wenigstens sah es Friedrich der Große an, als er im Jahre 1738, als Kronprinz und einflußloser Zuschauer, seine mit bitterer Ironie getränkten „Betrachtungen über den derzeitigen Zustand Europas“ niederschrieb. Schon seien die deutschen Thermopylen, Straßburg und das Elsaß, in den Händen der neuen Mazedonier, den Rest zu nehmen, wäre eine Kleinigkeit. In Paris hat man das nicht für nötig gehalten. Man blieb bei dem System stehen, das Ludwig XIV. eingeleitet hatte, auf die Ausdehnung der Grenze bis an den Rhein zu verzichten, in der richtigen Erkenntnis, daß die Länder, die man dabei gewinnen könnte, vermöge ihrer Verschiedenheit von Frankreich eher eine Schwächung als eine Stärkung des Königreichs bewirken würden. Beherrschen könne man sie auch so: man könne aus ihnen „militärische Anhängsel“ machen, ohne sie zu annektieren. So geschah es, und das Verfahren bewährte sich gut. Die Fürsten des linken Rheinufer, die Kurfürsten von Trier, Mainz und der Pfalz, nicht zu reden von den kleinen und kleinsten Landesherren dieser Gegend, haben sich nach 1715 mehr oder weniger willig darein gefunden, französische Vassallen zu sein. „*Les Allemands de France*“, „Frankreichs Deutsche“, nannte man sie. Auch auf das rechte Ufer, auf die Höfe von Baden, Nassau, Darmstadt erstreckte sich der französische Einfluß. Sie alle richteten ihre Blicke nicht auf die Hofburg in Wien oder den immerwährenden Reichstag zu Regensburg, wo man ihnen nicht helfen kann und nicht viel zu bieten hat, sie schauen nach Paris. Da ist für sie die Wetterecke, die nach Umständen Donner und Blitz oder warmen Sonnenschein sendet. Weiter stromabwärts, in Kurköln, in Düsseldorf, hatte man immerhin einen gewissen Rückhalt an England, das eine Festsetzung Frankreichs am Niederrhein mit Rücksicht auf die Freiheit der Mündungen des Stromes, der holländischen Häfen und der belgischen Küste nicht geduldet haben würde. Die südliche Hälfte des Rheinlands, bis zur Mosel etwa, war auch von England dem französischen Einfluß preisgegeben. Man hätte sie als französische Interessensphäre bezeichnen können, wenn dieser Ausdruck damals schon bekannt ge-

wesen wäre. So sehr war die Vorstellung von der Herrschaft Frankreichs in diesem Gebiet in Frankreich eingebürgert, daß Rousseau einmal als Grenze des Königreichs neben Alpen und Pyrenäen ganz unverblümt den Rhein nennen konnte. Auch darüber hinaus, im übrigen Deutschland hat Frankreich in der Epoche zwischen 1715 und 1792 immer Bundesgenossen gefunden, die es im Konfliktfall Österreich entgegenstellen konnte. Bayern war eigentlich stets zu haben, von Kleineren nicht zu reden.

Eine gründliche Umgestaltung erfuhr das Bild erst, als Preußen sich zu einer Macht erhob, die Österreich die Wage halten konnte. Wie in jeder andern Hinsicht, so eröffnet das Jahr 1740 auch in den deutsch-französischen Beziehungen eine neue Epoche. Frankreich hatte jetzt immer die Wahl, ob es sich Preußens gegen Österreich bedienen oder im Bunde mit Österreich das zu stark werdende Preußen niederhalten wollte.

Man hat das in Paris nicht sogleich erkannt. Der Marquis von Argenson, der Gönner Voltaires, der das auswärtige Ministerium im Anfang der 40er Jahre leitete, steckte noch so tief in den überlieferten Vorstellungen, daß er keine andere Politik kannte als das Bündnis mit Preußen, das ihm dazu helfen sollte, Österreich so weit erniedrigt zu sehen, daß es — wie er sich ausdrückte — nicht mehr sei als der reichste der Kurfürsten. Wogegen eine Vergrößerung Preußens ihm wertvoller schien als eine Ausdehnung des französischen Gebiets. Daraus entstand im Österreichischen Erbfolgekrieg der Versuch, Österreich die Kaiserkrone zu nehmen. Als das mißlang, als das bayrische Kaisertum, das man dem österreichischen entgegengestellt hatte, sich nicht halten ließ, Preußen aber die gehegten Erwartungen täuschte, anstatt ein bequemes Werkzeug zu sein, eine höchst selbständige und selbstbewußte Politik des eigenen Vorteils trieb und sich dem französischen Bündnis versagte, da ist man in Paris ins entgegengesetzte Extrem verfallen, hat in Verleugnung aller ältesten Traditionen die österreichische Partei ergriffen und im Siebenjährigen Kriege die Vernichtung Preußens erstrebt.

Der Preis, den man im ersten wie im zweiten Falle zu gewinnen hoffte, lag nicht in Deutschland, sondern in Flandern, dem Ziel französischer Sehnsucht seit dem 13. Jahrhundert, dem letzten Stück aus der burgundischen Erbschaft, das Frankreich noch zu begehren hatte. 1741 sollte die Zertrümmerung des Habsburgerreiches den Besitz der österreichischen Niederlande bringen, 1756 hatte Maria Theresia selbst die Abtretung in Aussicht gestellt, wenn Preußen vernichtet und Schlesien wieder österreichisch wäre. Beide Male schlug die Rechnung fehl, und aus dem Siebenjährigen Kriege brachten die französischen Fahnen anstatt des Siegespreises die Schande von Roßbach heim.

Aus diesem Kriege ist Frankreich mit einer schweren Einbuße an Ansehen und Geltung hervorgegangen, Verluste an Gebiet hat es in Europa nicht zu verzeichnen gehabt. Die Abtretung von Kanada an England war der Preis, den es für seine Niederlagen zahlen mußte, im übrigen blieben seine Grenzen die alten und somit die Möglichkeit offen, auch den früheren Einfluß in Deutschland wiederherzustellen. Das ist denn auch mit der Zeit geschehen. In Frankreich selbst wurde die Politik des Siebenjährigen Krieges, die persönliche Ludwigs XV. und der Frau von Pompadour, als schwere Verirrung und Versündigung an den Überlieferungen und Interessen der Nation empfunden und von der öffentlichen Meinung scharf getadelt. Dem unnatürlichen Bündnis mit dem alten Erbfeind gab man die erlittenen Niederlagen und Verluste schuld, und der unglückliche Ausgang des Krieges hat wohl das meiste dazu beigetragen, das Ansehen der Krone im Lande zu untergraben und die Revolution vorzubereiten. Für den französischen Patrioten blieb Österreich der Feind, mochte auch der König mit ihm verbündet sein und den Erben der Krone mit einer Österreicherin verheiraten. Als der natürliche Alliierte erschien im Gegensatz dazu den meisten immer noch Preußen, vollends seit das Genie Friedrichs des Großen den Ruhm des jungen Königreichs bis zu den Sternen erhoben hatte. Man bewunderte in Friedrich nicht nur den Feldherrn, auch den Philosophen und französisch

gebildeten Geist, den aufgeklärten Monarchen, der so ganz im Gegensatz zum eigenen König die höchsten Ideen der Zeit in seiner Person und seiner Regierung darstellte.

Eine allgemeine Erneuerung und gründliche Umkehr auf allen Gebieten sollte einsetzen, als im Jahre 1774 Ludwig XVI. seinen Großvater auf dem Throne ablöste. Dazu gehörte nicht in letzter Linie eine merkliche Änderung des bisherigen Kurses in der Haltung gegenüber den deutschen Mächten. Sie knüpft sich an den Namen des Ministers Vergennes und verdient Beachtung, nicht so sehr weil dieser als der letzte bedeutende Staatsmann des alten Frankreich gelten darf, sondern weil hier die leitenden Gedanken in dem, was man das klassische französische System in der Behandlung der deutschen Angelegenheiten nennen darf, am deutlichsten zum Ausdruck kommen. Die Richtlinien, die Vergennes für das Verhältnis Frankreichs zu Preußen und Österreich gezogen hat, stellen die Überlieferungen Richelieus und Ludwigs XIV. in der Anpassung an die neue Lage dar, wie sie durch das Emporkommen der preußischen Großmacht geschaffen war. Sie werden uns später wieder begegnen, sie haben im 19. Jahrhundert das Leitmotiv gebildet, und das, was ihren Kern ausmacht, ist auch unserer Gegenwart nicht fremd. Man braucht sie nicht erst in den Handlungen des Ministers aufzusuchen, der vielschreibende Mann selbst hat sie in der ihm eigenen lehrhaften Weise mehr als einmal entwickelt.

Ludwig XV. hatte offen die Partei Österreichs ergriffen und Preußen bekämpft, Vergennes sah in Preußen den natürlichen Verbündeten. Nicht etwa aus persönlicher Sympathie für Friedrich II. — er hat ihn als Charakter verurteilt und von ihm gelegentlich als von einem politischen Briganten und Bandenführer gesprochen —, aber die Erhaltung der preußischen Macht erschien ihm wichtiger als alles andere. Aufgegeben wurde das österreichische Bündnis nicht, aber — so meinte Vergennes — je mehr Wert man darauf lege, desto weniger dürfe man eine Schwächung Preußens zulassen. Wachsen sollte dieses nicht, jedenfalls nicht am Rhein, an der Grenze der französischen Interessen-

sphäre, aber ebensowenig Verluste an Oder und Weichsel erleiden. Auf diese Art wurde das Gleichgewicht zwischen den beiden deutschen Großmächten erhalten, das den König von Frankreich zum Schiedsrichter in Deutschland machte. Nach solchen Grundsätzen ist die französische Politik geleitet worden in den Jahren, wo Österreich unter Joseph II. sich anstrebte, Preußen zu überflügeln und im Reiche sein eigenes Übergewicht herzustellen. Als Friedrich im Bayrischen Erbfolgekrieg die Annexion bayrischen Gebietes an Österreich hinderte, als er mit dem Fürstenbund dem Plan des Kaisers, Bayern gegen die österreichischen Niederlande einzutauschen, hindernd in den Weg trat, hatte er beide Male Frankreich hinter sich. Der Zweck, den Vergennes verfolgte, war kein anderer als der Ludwigs XIV.: je weniger Frankreich von der deutschen Grenze her zu fürchten brauchte, desto eher konnte es seine ungeteilten Kräfte den weltpolitischen Fragen zuwenden. In Wien durchschaute man das sehr wohl. Maria Theresia selbst äußerte, das österreichische Bündnis sei den Franzosen recht, weil es ihnen erlaube, alle Aufmerksamkeit auf die Marine, die Kolonien und den Handel zu richten und ihrem alten Rivalen England die Spitze zu bieten. Mit welchem Erfolge das geschah, ist allbekannt. Dank französischer Unterstützung gelang den englischen Kolonisten die Losreißung vom Mutterland. Damit hatte England den größeren und wertvolleren Teil seiner überseeischen Besitzungen verloren und Frankreich für die Zukunft einen dauernden Bundesgenossen gegen England gewonnen. Es war der letzte Sonnenstrahl des Erfolges, der die untergehende Monarchie Ludwigs XIV. vergoldete. Mit geringerem Einsatz, aber mit mehr Glück war hier eine Partie gewonnen worden, die Ludwig XIV. verloren hatte, und sie konnte gewonnen werden, weil es gelungen war, Deutschland durch Bewahrung des Gleichgewichts zwischen Österreich und Preußen aus dem Spiele zu halten. Dies wiederum war möglich gewesen, indem man jede Verschiebung der Machtverhältnisse in Deutschland verhinderte und zu diesem Zweck auch auf jeden eigenen Zuwachs verzichtet hatte. Sogar der

Erwerb Belgiens, die Erfüllung dieser uralten Sehnsucht, wurde abgelehnt, als Joseph II. die Abtretung anbot, weil man fand, jeder Ersatz, den Österreich für diese entfernte und schwierige Provinz fordern könnte, würde es stärker, würde es zu stark gemacht haben.

Das Frankreich von damals glaubte wohl, einer Ausdehnung seiner Grenzen überhaupt nicht zu bedürfen. Es herrschte ja im Reiche des Geistes. Französischer Geschmack und französische Sitten, französische Sprache und französische Ideen hatten seit den Tagen Ludwigs XIV. die Welt erobert. Am meisten die deutsche Welt. Zum zweitenmal geschah, was schon sechshundert Jahre früher geschehen war: Deutschland empfing vom westlichen Nachbar die geschliffenen Formen höherer Gesittung. Die Bildung der Höfe und des Adels wurde französisch, Französisch war die Umgangssprache der vornehmen Welt. Am Vorbild der Franzosen suchte die deutsche Dichtung unter Gottscheds Führung sich aus den Niederungen volkstümlicher Roheit emporzuarbeiten, aus Frankreich kamen die Ideen von Aufklärung, Menschheit und Menschenwürde zu uns, an denen die Gebildeten sich erbauten. Wie sollte das politisch schwache Deutschland, ohne große Überlieferung — die Heldenzeit des Mittelalters war längst vergessen und wurde nicht mehr verstanden —, ohne nationale Literatur, ohne klares Bewußtsein seiner selbst, wie sollte es der geistigen Vormacht des mächtigen, stolzen, fest auf den Traditionen einer langen und großen Vergangenheit ruhenden Nachbarvolkes sich entziehen, wenn sogar der Sieger von Roßbach danach geizte, als französischer Philosoph und Dichter zu glänzen?

Die französische Nation hat in den ersten fünfzehn Jahren der Regierung Ludwigs XVI. das Gefühl gehabt, auf einer Höhe zu stehen wie nie vorher. Reich, blühend, gebildet wie keine andere, im Gefühl täglich neuen Fortschritts und steter Vervollkommnung des Geistes, stolz auf sich selbst, von allen Völkern als führendes Vorbild anerkannt und bewundert, glaubte sie im Besitze ihrer hohen Menschheitsphilosophie ein Goldenes Zeitalter zu erleben.

Auch in der Politik fühlte man sich zufrieden und gesättigt. „Frankreich, wie es ist,“ so stellte Vergennes 1777 seinem König vor, „hat Vergrößerungen viel mehr zu fürchten als zu erstreben. Größere Ausdehnung wäre ein Gewicht an seinen Extremitäten, das das Zentrum schwächen würde. Es besitzt bei sich alles, was die wirkliche Macht darstellt: fruchtbaren Boden, kostbare Waren, die die andern Nationen nicht entbehren können, eifrige und unterwürfige Untertanen.“ Sein König ist der von der Vorsehung bestellte Richter, um Rechte und Eigentum der andern Souveräne zu schützen. „Wenn Ehrgeiz und Habgier seine Seele nicht berühren, wenn er nichts will als Ordnung und Recht, so wird sein Beispiel mehr bewirken als seine Waffen. Gerechtigkeit und Friede werden überall herrschen, und ganz Europa wird dieser Wohltat dankbar Beifall zollen, die es der Weisheit, der Tugend und Großmut Eurer Majestät zu verdanken sich bewußt sein wird.“ Man sollte es nicht glauben, daß ein französischer Außenminister, hundert Jahre nach Ludwig XIV. und Louvois, diese Sprache geführt hat. Aber so dachten sie damals alle, die in der hohen Politik lebten und wirkten, ein Talleyrand, der betont, der wahre Reichtum bestehe nicht darin, fremden Besitz anzutasten, sondern den eigenen zur Geltung zu bringen; ein Mirabeau, der es tadelt, daß der Minister des Äußern für die Hauptperson in der Regierung gehalten werde, der jede Abrundungspolitik als ungerecht verwirft und — man glaubt sich um hundertfünfzig Jahre zu irren — einen Gebietstausch ohne Befragung der Bevölkerung als tyrannische Gewalttat brandmarkt. Sie singen alle in mannigfachen Variationen das Lied, zu dem Montesquieu, das politische Orakel der aufgeklärten Liberalen, fünfundzwanzig Jahre früher den Ton angegeben hatte: „Der Monarch braucht Weisheit, um seine Macht zu vergrößern, er braucht nicht weniger Vorsicht, um sie zu beschränken. Wenn er die Nachteile der Kleinheit beseitigt, soll er stets den Blick gerichtet halten auf die Nachteile der Größe.“

Die Stimme klingt uns bekannt: haben nicht schon unter Heinrich IV. der Herzog von Sully, der Kanzler Pasquier

ebenso gesprochen, als sie ihrem König die Gefahren unersättlicher Begehrlichkeit und die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung vor Augen hielten? Den praktischen Kommentar zu dieser weisen Lehre hatte damals schon nach zwanzig Jahren die Politik Richelieus zu geben begonnen, die um der eigenen Sicherheit willen Eroberungen machte und als letztes Ziel die französische Hegemonie ins Auge faßte. Drei Menschenalter lang war Frankreich diesen Wegweisern gefolgt und hatte die Welt daran gewöhnt, daß es zu wachsen und zu herrschen verlange und sich befugt glaube. War das alles vorbei? Waren denn die alten, jahrhundertlang festgehaltenen Überlieferungen vom Erbe Karls des Großen, von den natürlichen und historischen Grenzen des Landes ganz vergessen, die Kampflust und der kecke Unternehmungsgeist der früheren Tage völlig erstorben?

Man hätte es glauben können, wenn man nur auf die Reden achtete, die in den eleganten Salons der vornehmen Gesellschaft, in den behaglichen Arbeitsräumen der Minister und Diplomaten und derer, die es werden wollten, geführt wurden. Aber es gab noch ein zweites Frankreich, das von Staat und Regierung schon seine eigenen Vorstellungen hatte und auch über die auswärtige Politik, die dem Lande fromme, anders dachte: das Frankreich der Kaufleute und Industriellen, der Anwälte und Tagesschriftsteller, der Ehrgeizigen und Enttäuschten, das Frankreich des unruhigen, begehrliehen, unzufriedenen Mittelstands. Wenig genug hatte dieser bisher bedeutet in dem Lande des Adels, das Frankreich mehr als irgend ein anderes in Europa gewesen war. Er hatte immer nur gedient und gehorcht und den Adel nachzuahmen gesucht, niemals selbst etwas sein wollen. Neuerdings aber hatte er sich gewandelt, Reichtum und Bildung hatten sein Selbstbewußtsein geweckt, dem bevorzugten Stande fühlte er sich ebenbürtig, überlegen, behauptete wohl, die Nation schlechthin zu sein, und forderte für sich den entsprechenden Anteil am Staat. Es wohnten gleichsam zwei Parteien in einem Hause, Parteien, die einander sehr unähnlich waren. Noch fühlte sich die gute Gesellschaft in den prächtigen

Räumen des Oberstocks als Herrin im ganzen Hause. Wie aber, wenn die Leute aus dem Erdgeschoß und den Kellerwohnungen die Treppe heraufstiegen, die Türen sprengten und von den herrschaftlichen Zimmern Besitz ergriffen? Wenn an Stelle der Dynastie, des Adels, der aristokratischen Gesellschaft, die bisher die französische Geschichte gemacht hatten, das Volk selbst in der Politik zu Worte kam und die Zügel der Regierung an sich riß, das Volk mit seiner Massenseele und seinen Masseninstinkten, das Volk, das andere Wünsche und Bedürfnisse hatte und auch die Geschichte der Vergangenheit anders las? War dann nicht zu erwarten, daß mit der Gesamterscheinung und dem ganzen Wesen des Staates auch sein Verhältnis zum Nachbarland ein anderes werden würde?